

Der „Wander-Forscher“ Wilhelm Heinrich Riehl entfacht eine kollektive Waldschwärmerei und wird zum Wegbereiter des Naturschutzes, aber auch des Nationalismus.

LEBT DENN DER ALTE HOLZMICHEL NOCH?

Von Jochen Bölsche



RIEHL
Der erfolgreiche Ordinarius wird 1862 Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1883 geadelt. Seine Tochter Helene erlangt als Landschaftsmalerin Bekanntheit.

Der Professor hasst „Stubensitzer“ wie die Pest. Er selbst, der die Wechselwirkungen zwischen Land und Leuten ergründen will, betreibt Feldforschung im Wortsinne – in Feld und Flur, im Wald und auf der Heide.

Wie kaum ein anderer Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts durchmisst Wilhelm Heinrich Riehl sein Fachgebiet vagabundierend und lesend zugleich. Wortgewaltig mokiert er sich über weniger vielseitige Kollegen: „Es gibt Volksforscher, die blasen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das sind die Stubengelehrten; es gibt andere, die reiten prächtig über Berg und Tal, haben aber das Blasen schlecht gelernt und kommen im Galoppieren aus dem Ton und Takt: das sind die Touristen.“

Vor allem der Wald hat es dem „Wander-Forscher“ angetan, der vom Meer bis zum Alpenrand den Glauben und Aberglauben des Volks, dessen Bräuche und Mythen erkundet.

Allein der Wald, schwärmt er, „lässt uns Kulturmenschen noch den Traum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Ja, ein gesetzter Mann kann daselbst noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne dass ihn die altkluge Tante Schicklichkeit für einen Narren hält“.

Dabei verdient der 1832 bei Wiesbaden geborene studierte Theologe seinen Lebensunterhalt in der Stadt: als Theaterdirektor in Wiesbaden, als Redakteur in Augsburg, als Rektor der Universität und Generalkonservator der Altertümer Bayerns in München.

Im Jahre 1856 postuliert Riehl ein „Recht der Wildnis“ – eine Forderung, die ihm 150 Jahre später den Ruf einbringen wird, ein „Wegbereiter des modernen Naturschutzes“ gewesen zu sein, wie 2006 die Verwaltung des Nationalparks Harz den altgrünen Pionier feiert.

In den Augen der Nachgeborenen sollten Riehls Verdienste als Vorkämpfer der Nationalparkidee allerdings durch ein negatives Prädikat überlagert werden: Der Waldschwärmer und Begründer der Volks-

kunde gilt manchem zugleich als einer der Vordenker der Nazi-Ideologie.

Bei genauerem Hinsehen aber, so die Augsburger Riehl-Forscherin Andrea Zinnecker, sei es dem Wandergelehrten „um die, modern gesprochen, ökologische Schutzfunktion des Waldes“ gegangen, auch wenn er „reale Sachverhalte irrationalisiert“ habe. Die Vieldeutigkeit seiner Texte habe sich jedoch für einen Missbrauch von Riehl-Worten durch die Nazis geradezu angeboten.

Tatsächlich weisen Riehls Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen „Land und Leuten“ und der Nazi-Glaube an „Blut und Boden“ auf den ersten Blick mancherlei Schnittmengen auf.

In Riehls Werk reiht sich Weises an Wirres. Fragwürdig etwa wirkt seine pauschale Charakterisierung komplexer sozialer Gebilde wie der Stadt. Der Erzkonservative, in Bayern geadelt und zum Geheimrat befördert, sieht in urbanisierten ländlichen Zonen Brutstätten von „heimat- und besitzlosen Aposteln des Umsturzes“ und einen „Nährboden für den socialistischen Geist der Gleichmacherei“.

Ganz anders der geliebte Wald. Ihn samt der Waldbauern verkörpert Riehl nicht nur zum Symbol urdeutscher Tugenden, sondern auch zum Garanten der Zukunft: „Ein Volk,“ schreibt er, „muss absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volkstumes zu holen.“

Riehls Schriften finden reißenden Absatz. Volksschullehrer tragen die Waldschwärmerei in den Unterricht, Lehrbücher und Festredner greifen das Thema auf. Der Waldideologe, so erweist sich, hat den Nerv der Zeit getroffen. Der aufkommende Nationalismus verlangt nach Nationalsymbolen – und der Wald, schon von dem römischen Historiker Tacitus im Jahre 98 nach Christi Geburt in der „Germania“ als Wesensmerkmal des Landes beschrieben, kommt da gerade recht.

Der Boden für die Waldbegeisterung der Deutschen war bereits ein Jahrhundert zuvor bereitet worden. Schriftsteller und Liedermacher priesen die

FRANZ HANFSTÄNGEL / BPK



WALD
Knapp ein Drittel der Fläche Deutschlands ist heute bewaldet, zu rund 60 Prozent mit Nadelbäumen. Der vergleichsweise hohe Waldanteil ist auch den Aufforstungen im 19. Jahrhundert zu verdanken.

„Waldeslu-hu-hust“, und 1797 prägte Ludwig Tieck den Begriff „Waldeinsamkeit“, der, wie die Gebrüder Grimm festhielten, zum „Schlagwort der Romantik“ reüssierte.

Die Romantisierung des Walds war schon damals, so der Historiker Albrecht Lehmann, „eine Erfindung von Stadtbewohnern, von Dichtern und Malern“, die damit eine „Erfahrung des Verlustes“ zu verarbeiten trachteten: Natürliche Wälder waren in weiten Teilen Europas, vom schottischen Bergland bis zum Mittelmeer, längst unwiderruflich abgeholzt worden.

Der Nationalsozialismus übernahm aus dem umfangreichen, auch in sich widersprüchlichen Riehlschen Erbe den bornierten Glauben, ein walddreiches Land wie Deutschland produziere eine höherwertige Rasse als etwa das waldarme Frankreich. Nazi-Ideologen wie Hermann Göring und Heinrich Himmler machten den Wald zum „genuinen Sinnbild germanisch-deutscher Kultur“ und zur „offiziell sanktionierten Grundlage der NS-Politik“, wie Johannes Zechner vom Deutschen Historischen Museum in Berlin nachgewiesen hat. Zechner: „Mit den ihm zugeschriebenen Prinzipien der Unveränderlichkeit, Ungleichheit und Unterordnung verkörperte der ‚Deutsche Wald‘ das Gegenbild zur Gesellschaftsordnung der Französischen Revolution mit ihren Werten von Demokratie und Menschenrechten.“

So ließ das Hitler-Reich – zum Teil bis heute erhaltene – „Hakenkreuzwälder“ pflanzen und einen Film mit dem Titel „Ewiger Wald“ drehen. Der Wald wurde, so Zechner, zur „ideologischen Chiffre für eine Vielzahl modernitätsfeindlicher, nationalistischer, rassistischer und biologistischer Denkmuster“.

So sehr identifizierte die NS-Propaganda das deutsche Volk mit dem Wald, dass NS-Gegner den Vergleich aufgriffen und abwandelten, um ihrerseits die Deutschen zu charakterisieren. Der französische Autor Michel Tournier etwa beschrieb die Holzplantage deutscher Art als eine „Zwangsgemeinschaft“, die an Konzentrationslager erinnere. Tournier: „Die Waldluft ist gesättigt vom Hass der Pflanzen.“ Und in seinem Buch „Masse und Macht“ charakterisierte Elias Canetti den deutschen Michel 1960 mit den Worten: „Das Massensymbol der Deutschen war das Heer. Aber das Heer war mehr als das Heer: Es war der marschierende Wald.“

Canettis Buch ist ein halbes Jahrhundert alt. Und heute? Lebt denn der alte Holzmichel noch?

Womöglich haben Reste der einst von Riehl gesäten Waldverliebtheit dazu beigetragen, dass die

Deutschen in den achtziger Jahren auf die ersten Anzeichen großflächiger Waldschäden durch Luftverschmutzung besonders beherzt reagiert haben.

Mittlerweile aber scheint der Wald politisch out. Der allgemeine Prozess der Individualisierung, mutmaßt der Volkskundler Lehmann, habe zu einer „Abwertung des Symbols ‚Wald‘ und einer Aufwertung der Bäume als Einzelwesen“ geführt. Heute, konstatiert die „Süddeutsche Zeitung“, sei es nur mehr „ein Vorurteil bei den angrenzenden Nationen, dass die Deutschen ein waldverliebttes Volk seien“.

Beleg: Knapp 110 Jahre nach dem Tod des Waldideologen Riehl im Jahre 1897 ergab eine Umfrage unter zehnjährigen Schülern in Hamburg, dass jeder fünfte von ihnen noch niemals einen Wald betreten hat. ◆



DRITTES REICH
Die Nationalsozialisten luden den Forst mit ihrer völkischen Ideologie auf: Das walddreiche Deutschland, so ihr Glaube, produziere eine höherwertige Rasse als ein waldarmes Land wie Frankreich.

„Der Wald ist für uns nicht mehr die Wildnis, von der wir ins geklärte Land hinausstreben sollen, sondern eine wahrhaft großartige Schutzhege unserer eigensten volkstümlichen Gesittung.“

WILHELM HEINRICH RIEHL, „Land und Leute“ (1854).